

JOHANNES ZEILINGER

»Ich war gestorben gewesen und hatte dies doch bemerkt«

*Scheintod und Nahtoderfahrungen bei Karl May\**

In einer der vielen Schluchten des Balkans vergisst Kara Ben Nemsi auf der Suche nach einem Bettler namens Saban für einen Augenblick eine seiner Handlungsmaximen – *Vorsicht ist in keiner Lage überflüssig*<sup>1</sup> – und wird nach dem Betreten einer Hütte prompt für seine Nachlässigkeit bestraft: Plötzlich drängen zwei, vier, fünf Männer durch die Türöffnung, schnell zieht er noch seinen Revolver, doch dann erhält er einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf und sinkt bewusstlos nieder. Normalerweise ist die Folge solch eines recht heftigen Schädel-Hirn-Traumas eine ausgeprägte Amnesie, ein Erinnerungsverlust – doch nicht so bei Karl May:

*Ich war gestorben; ich besaß keinen Körper mehr; ich war nur Seele, nur Geist. Ich flog durch ein Feuer, dessen Glut mich verzehren wollte, dann durch donnernde Wogen, deren Kälte mich erstarrte, durch unendliche Wolken- und Nebelschichten, hoch über der Erde, mit rasender, entsetzlicher Schnelligkeit. Dann fühlte ich nur, daß ich überhaupt flog, grad so, wie der Mond um die Erde wirbelt, ohne einen Gedanken, einen Willen zu haben. Es war eine unbeschreibliche Leere um mich und in mir.*<sup>2</sup>

Doch dann wird Kara Ben Nemsi allmählich dem Leben wiedergegeben: *Ich sank nach und nach tiefer. Ich wirbelte nicht mehr um die Erde, sondern ich näherte mich ihr wie eine leichte Feder, welche langsam, immer hin und her gehaucht, von einem Turme fällt.*<sup>3</sup> Schließlich kehrt seine Seele in die verräucherte Räuberhöhle und den eigenen leblosen Körper zurück, doch der gehorcht nicht seinem Willen: Noch liegt der Held regungslos in Paralyse und muss nun, da sich Sinnesempfindungen wie Geruch, Gehör und Schmerzempfinden wieder eingestellt haben, erleben, wie ihn die Schurken nach oberflächlicher Untersuchung – »... kalt wie der Tod ... er hat keinen

---

\* Vortrag, gehalten am 2. 10. 2015 auf dem 23. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Bamberg.

*Pulsschlag ... sein Herz schweigt still ... er hat keine Luft.*«<sup>4</sup> – für tot erklären. Welch eine Entwicklung! *Ich war gestorben gewesen und hatte dies doch bemerkt.*<sup>5</sup> Aber es kommt noch schlimmer, denn jetzt, da Kara Ben Nemsi wieder ins Leben zurückgekehrt ist, droht ihm unerwartet der tatsächliche Tod, ein grässliches Ende, nämlich die fürchterliche Gefahr, lebendig verscharrt zu werden. *Es befiel mich Angst. Denn: Meine Lage war hoffnungslos.*<sup>6</sup>

In einer Mischung aus Wut, Verzweiflung und Willenskraft ballt nun Kara Ben Nemsi die Fäuste, und: *da ging es wie ein gewaltiger Ruck durch meinen Körper: ich konnte die Arme bewegen, die Beine, den Nacken und – Gott sei Dank! – auch die Augenlider.*<sup>7</sup> Doch nun muss er feststellen, dass er gefesselt wurde, und zwar so fest, dass an eine Befreiung durch eigene Kraft nicht mehr zu denken ist. Was tun? Paradoxerweise gab es *nur eine Hoffnung, und diese war nicht viel wert: ich mußte mich tot stellen.*<sup>8</sup> Doch Rettung naht: Halef hatte die Spur seines Sihdi aufgenommen, und mit seiner Mischung aus Mut, List und Chuzpe – *»Dieser Todte ist ja gefesselt!«*<sup>9</sup> – gelingt es ihm, seinen Herren, oder inzwischen: seinen Freund, zu befreien. Der heftige Schlag auf den Schädel hat keine weiteren neurologischen Störungen verursacht, nicht einmal eine Kopfplatzwunde, und so ist Halefs Statement – *»Er ist unverwundbar, und selbst wenn er getötet würde, so käme seine Seele wieder in die Leiche zurück.«*<sup>10</sup> – keine Aufschneiderei, sondern eine realistische Beschreibung des omnipotenten Helden.

Diese kurze Episode ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert, denn hier verbindet Karl May in einer einzigen Szene recht virtuos zwei gegensätzlich empfundene Erfahrungen, den Scheintod und das Nahtoderlebnis, und auch die Empfindungen wechseln rasch: Ist zunächst das Scheintoderleben blanker Horror, so bietet es nur wenige Minuten später Rettung aus Lebensgefahr. Dazu hat dieser Zustand sogar noch praktische Vorteile: Ungehindert kann Kara Ben Nemsi dem Gespräch der Räuber folgen, auch wenn letztlich dessen Informationsgehalt eher der leeren Weinflasche des dicken Bäckers gleicht. Und schließlich weist May auch ganz grundsätzlich auf die Problematik der Todesfeststellung hin, die ja immer wieder Ursache des Scheintodes ist. Denn eigentlich haben die Räuber im tiefsten Balkan in all ihrer Unwissenheit den Toten ähnlich genau untersucht, wie es zu dieser Zeit auch ein Arzt in Dresden getan hätte: Herzschlag, Puls, Atmung, Körpertemperatur – all diese Lebenszeichen waren erloschen und damit war der Patient klinisch tot. Aber er lebte doch.

Seitdem es uns Menschen gibt, wissen wir um unsere Sterblichkeit. Sie gehört zu den Grundbedingungen des Lebens, und doch ist der

Tod ein ungelöstes Rätsel, ist ein Eckpunkt aller Religionen und Philosophien. Sicher ist lediglich, dass der Tod das endgültige und unwiderrufliche Ende des körperlich-organischen und physisch feststellbaren Individuums ist; ob er aber einen Übergang in eine andere Seinsebene darstellt oder gar per Reinkarnation in ein neues Leben mündet, all dies ist Spekulation und letztlich Sache des Glaubens. »So einförmig der Tod sich aus biologischer Perspektive ausnehmen mag, so tausendfältige Formen nimmt seine kulturelle Überformung und Bewältigung an.«<sup>11</sup> Das Jenseits als unentdecktes Land hinter dem Tode ist aber tatsächlich der Bezirk, aus dem, wie schon Hamlet sinnierte, kein Wanderer wiederkehrt, und doch möchten Menschen gerne einen Blick auf diesen verborgenen Kontinent werfen – so sie an einen solchen glauben. So hat der Tod immer wieder die Phantasie des Menschen angeregt und dabei zu ganz unterschiedlichen Bildern und Visionen geführt, wobei häufig auch das Leben der Toten bis ins kleinste Detail ausgemalt wurde.

Sicher ist nur, dass der Tod ein punktuelles, nicht reversibles Ereignis ist; dessen genauer Eintritt aber, der exakte Zeitpunkt des Todes also, war Jahrtausende lang nie präzise feststellbar und immer abhängig von dem jeweiligen Wissen der Zeit. Schon der römische Arzt Aulus Cornelius Celsus bekannte in seinem enzyklopädischen Werk ›De Medicina‹, dass ärztliche Kunst lediglich aus Vermutungen bestehe und Todeszeichen nicht immer völlig verlässlich seien. Auch berichtete er von Gerüchten, dass manche Menschen noch auf dem Weg zu ihrem Begräbnis plötzlich wieder Lebenszeichen gezeigt hätten,<sup>12</sup> und führte als Zeugen seinen Kollegen Asklepiades aus Prusa an,<sup>13</sup> der einmal bei einem Trauerzug feststellen musste, dass der Tote noch lebendig war. Und so finden sich schon in der antiken Literatur zahlreiche Anekdoten über Menschen, die voreilig für tot erklärt wurden. Galen etwa wusste »von mehreren Personen, die vor übermäßiger Freude oder Kummer gestorben, dann aber wieder zu sich gekommen waren«.<sup>14</sup> In seinem Werk ›De locis affectis‹ kommentiert er eine Kasuistik des Herakleides aus Pontos über eine Frau, die dreißig Tage lang ohne wahrnehmbaren Puls oder Atmung gewesen war. Auch Platon berichtet in seinem Buch über den idealen Staat, ›Politeia‹,<sup>15</sup> von einem aus Pamphylien stammenden Soldaten namens Er, der einst in einer Schlacht fiel und zehn Tage später im Gegensatz zu seinen gefallenen Kameraden noch keine Verwesungszeichen zeigte. Gleichwohl wurde er auf einen Scheiterhaufen gelegt, dort aber erwachte er gerade noch rechtzeitig aus seinem scheinbaren Tod und wurde gerettet. Platon belässt es aber nicht bei dieser Anekdote,

denn nun beginnt der gerettete Soldat noch von seinen Erlebnissen während der vergangenen Tage zu berichten und erzählt, wie seine Seele an einen höchst wundersamen Ort gelangt sei, an dem strenge Richter die Seelen der Verstorbenen in Gerechte und Ungerechte teilten und sie nach oben in den Himmel oder nach unten in die Unterwelt schickten. Auch wenn es schwierig ist, hier zwischen Dichtung und Wahrheit zu differenzieren, so scheint es doch, dass Platon ein authentisches Nahtoderlebnis in seine Erzählung des scheinotenen Soldaten eingeflochten hat.

Die Betreuung Todkranker und Sterbender gehörte allerdings schon seit Hippokrates nicht zu den Aufgaben des Arztes, dessen Hauptverdienst das Erstellen einer möglichst präzisen Prognose war. War bei Erkrankten keine Hilfe mehr möglich, so endete die Zuständigkeit des Arztes, und so waren es auch nie primär Ärzte, die für die Feststellung des Todes zuständig waren. Diese Tendenz, dass nicht Ärzte, sondern Angehörige und vor allem Priester dem Moribunden beistanden, verstärkte sich noch im Christentum. Denn nun war für einen gläubigen Menschen der Tod lediglich ein Übergang vom irdischen Dasein in eine jenseitige Ewigkeit, der Punkt also, an dem die Seele den Körper verließ und – je nach Vorleben der Person – der ewigen Glückseligkeit oder der genauso ewigen Verdammnis anheimfiel. Dieser Übergang war streng ritualisiert; Priester lehrten die ›Ars moriendi‹, und die Institution Kirche gab mit der letzten Ölung, der Totenmesse bis hin zum christlichen Begräbnis den Menschen Hilfe, einen ›guten Tod‹ zu erleben, der seinen Schrecken als Ende des Lebens verloren hatte, da er gleichzeitig den Beginn des deutlich wertvolleren Nachlebens im Jenseits markierte.

Da Angehörige oder Priester, also medizinische Laien, für die Todesfeststellung verantwortlich waren und hierfür die vorhandenen Kriterien recht fehlerbehaftet waren, gab es verständlicherweise immer wieder Vorfälle, bei denen sich die Juroren in ihrem Urteil irrten. Vor allem in Zeiten der epidemischen Seuchen, insbesondere der Pest, war es nötig, dass die Toten schnell begraben wurden, und da kam es immer wieder vor, dass der Sterbende seinen Tod erst im Massengrab erlebte. Doch dieser Scheintod war wenig angstbesetzt, und zahlreich sind anekdotenhafte Geschichten von Tod und wunderbarer Errettung, die meist in zwei Varianten verbreitet waren: die Erweckung durch Grabräuber oder durch den Liebhaber, der die tote Geliebte noch einmal wiedersehen möchte und feststellt, dass sie nur scheinotene ist. Eine der berühmtesten Fassungen der ersten Form ist die Kölner Erzählung der Richmodis von der Aducht.<sup>16</sup>

Mitte des 14. Jahrhunderts stirbt Richmodis, Gattin des Bürgermeisters Mendis von der Aducht, an der Pest und wird rasch auf dem Friedhof zu St. Aposteln begraben. Die Totengräber bemerken, dass sie noch ihren wertvollen Trauring am Finger trägt und kommen in der Nacht wieder, um ihn zu rauben. Darob erwacht die Tote, die Räuber aber ergreifen entsetzt die Flucht und lassen ihre Laterne fallen. Richmodis macht sich in ihrem Totenhemd auf zu ihrem Haus am Neumarkt 6, doch das Gesinde glaubt, ein Geist stehe vor der Tür, und flieht vor lauter Angst. Auch der Ehemann will nicht glauben, dass seine Gattin vor der Tür steht, und meint, eher würden seine Schimmel auf dem Heuboden stehen als seine Frau vor der Tür. Kaum ausgesprochen, trampeln schon die Pferde die Treppe hinauf, und überzeugt von der Wahrheit schließt Herr Mendis seine Frau in die Arme. Mit Gottes Hilfe wurde sie wieder gesund, und das Ehepaar bekam noch drei Kinder. Die Pferde aber wurden ausgestopft und so platziert, dass ihre Köpfe aus dem Haus herausblickten. Die Tradition hat überlebt, und noch heute kann man in Köln an dem Haus Neumarkt 8–10 Ecke Richmodstraße zwei Pferdeköpfe sehen, die aus einem Turmfenster sehen.

Legendär ist auch der Fall eines Scheintodes, der sich 1679 in Wien während einer Pestepidemie zugetragen haben soll. Ein Bänkelsänger namens Markus Augustin schlief damals, so die Überlieferung, seinen Rausch in einer Gosse aus, wurde irrtümlich als Pesttoter eingesammelt und vor den Toren Wiens in ein offenes Massengrab geworfen. Das Grab wurde nicht sofort geschlossen, sondern nur mit Kalk bedeckt, und hier erwachte Augustin aus seinem Schlaf. Da man ihm seinen Dudelsack gelassen hatte, spielte er so lange und laut unter all den Leichen, bis ihn Retter aus der Grube zogen. Danach fasste Augustin sein Erlebnis in Liedform und lebte als Moritaten-sänger recht gut von seinem eigenen Scheintod; Sie alle kennen vermutlich das Lied: »O du lieber Augustin, alles ist hin.«

All diesen Anekdoten ist zumeist ein Happy End gemeinsam, der Scheintod war bis dato ohne Schrecken. Dies änderte sich aber fundamental mit der Aufklärung, die ab der Mitte des 17. Jahrhunderts das mittelalterliche Weltbild ablöste und das Bewusstsein der Menschen vom Jenseits auf das Diesseits ausrichtete. Damit erfolgte eine radikale Trennung von Glauben und Wissen. Der Tod war nun nicht mehr Übergang in eine neue Seinssphäre, sondern Ende des fassbaren Lebens. Die Heilsversprechen der Kirchen verloren an Bedeutung und mit ihnen auch die beruhigenden Rituale des Lebensendes. Eine Religion kann Ängste kanalisieren, die Vernunft nicht. Daher konnte

der Rationalismus der Aufklärung keine emotionale Kompensation bieten, und da Urängste des Menschen sich in jeder Epoche neu formieren, wurde ab Mitte des 18. Jahrhunderts die Angst vor dem Scheintod, der Möglichkeit, lebendig begraben zu werden, zu einer paneuropäischen psychischen Epidemie.

1740 veröffentlichte in Paris der dänischstämmige Anatom Jacques-Bénigne Winslow seine in Latein gehaltene Dissertation ›Mortis incertae signa‹ und warnte in der Arbeit seine Kollegen eindringlich vor den Gefahren des Scheintodes:

Der Tod ist gewiß; und er ist es auch nicht. Er ist gewiß, weil er unvermeidlich ist; er ist es nicht, weil es zuweilen ungewiß ist, daß ein Mensch gestorben sey. Jedermann weiß, daß viele Leute, die man für todt gehalten hat, aus ihren Leichentüchern, aus ihren Särgen, ja sogar aus ihren Gräbern, wieder aufgestanden sind. Eben so gewiß ist es auch, daß Leute, die mit gar zu großer Uebereilung sind beerdigt worden, erst in dem Grabe den Tod gefunden haben, dem sie natürlicher Weise noch nicht hätten zu Theil werden sollen (...).<sup>17</sup>

Die Abhandlung wäre wenig beachtet worden, hätte sie nicht der französische Arzt Jean-Jacques Bruhier d'Ablaincourt übersetzt und in ein eigenes Werk integriert, in dem nun alle überlieferten Fälle von Scheintod aufgeführt wurden. Bruhiers Werk wurde rasch ein gesamteuropäischer Bestseller, und die deutsche Übersetzung, 1754 erschienen, zählt mit Vorreden und ausführlichem Register über 900 Seiten. In ihm wird kein grausames Detail ausgespart, der Leser erfährt von Scheintoten, die im Sarg aus Verzweiflung das Leichentuch, ja sogar die eigenen Hände zerkaut hatten, von Verstorbenen, die bei ihrer eigenen Sektion urplötzlich vor Schmerz schreiend erwachten, aber auch von Menschen, die, viele Tage unter Eis gelegen, wieder ins Leben geführt wurden. Bruhier konnte allerdings keinen einzigen Fall aus eigener Beobachtung beitragen und übernahm unkritisch Vorfälle aus ganz Europa, auch groteske Anekdoten oder Volksmärchen – sein Buch sollte nicht nur belehren, sondern auch unterhalten. In einem aber waren sich Winslow und Bruhier einig: Das einzig sichere Todeszeichen sei die beginnende Verwesung des Verstorbenen. Nun begann eine Flut von Publikationen über Tod und Scheintod, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts andauerte. Und mehr noch: Jetzt »erfuhr der ärztliche Heil-auftrag eine deutliche Erweiterung, indem nun auch der Sterbende bzw. der vermeintlich Tote zum Adressaten ärztlicher Tätigkeit wurde«. <sup>18</sup>

In Deutschland war es vor allem Christoph Wilhelm Hufeland, der neue wissenschaftliche Wege, verbunden aber auch mit praktischer Anwendung seiner Erkenntnisse, wies. In seiner Abhandlung ›Ueber die Ungewißheit des Todes‹ schrieb er:

Es scheint also die Grenzlinie zwischen Tod und Leben bey weitem nicht so bestimmt und entschieden zu seyn, als man gewöhnlich glaubt, und nach den gewöhnlichen Begriffen von Tod und Leben erwarten könnte. Es existirt ein Zustand, der auf keine Weise Leben, aber eben so wenig Tod genannt werden kann; ein Zustand, in welchem nicht nur unsere Sinne nicht die mindeste Spur von Leben entdecken können, sondern in welchem die Lebenskraft wirklich nicht lebt, und ohne Wirksamkeit, ohne Einfluß auf den mit ihr verbundenen Körper ist.<sup>19</sup>

Auf seine Initiative hin wurde 1791 in Weimar das erste Leichenschauhaus errichtet, das überdies auch im Winter beheizbar war. Über dem Eingang prangte der Name: Vitae Dubiae Asylum – Heimstatt des ungewissen Lebens; im Inneren befand sich eine Leichenkammer mit acht Bahren, die durch ein Fenster von einem Wächter, der im ›Erfolgsfalle‹ eine Prämie kassieren konnte, beobachtet wurden. Der Leichnam wurde so lange aufgebahrt, bis er Verwesungszeichen zeigte, dann erst wurde er für ein Begräbnis freigegeben. Nach diesem Vorbild wurde 1794 in Berlin ein zweites, 1797 ebenda ein drittes Leichenhaus errichtet. Dort wurden nun an den Fingern der leblosen Insassen Schnüre befestigt, die mit einer großen Glocke verbunden waren. Weitere Städte folgten dem Beispiel, in München wurden dann die Leichen nicht nur nach Geschlecht, sondern auch nach Vermögen in verschiedene Abteilungen gebracht. Und gegen eine geringe Gebühr konnten sogar Besucher die verwesenden Leichname bestaunen. Über viele Jahre blieb diese ›Leichenhausbewegung‹ aktiv, wenn auch schon um 1830 ein vorsichtiger Wandel in der Betrachtung des Scheintodes begann. In diesem Jahr veröffentlichte der 1780 in Hohenstein geborene Arzt und Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert ›Die Geschichte der Seele‹ und postulierte in diesem Werk: »In den meisten Fällen jedoch fand sich die Seele während der Dauer des Scheintodes in einem Zustand der Entzückung und Versetzung in eine heimathliche Region (...).«<sup>20</sup> Überdies hielt er die »gewöhnliche Furcht vor dem Scheintod« für unbegründet, denn die in den Leichenhäusern »wieder zum Leben Gekommenen waren fast immer solche, an deren wirklichem Tode die Aerzte gleich Anfangs gezweifelt hatten.«<sup>21</sup>

Damit wurde auch die Frage nach der Effizienz der vielen Leichenhäuser immer drängender, die eigentlich schon im Jahr 1847 mit einer

Meldung in der ›Allgemeinen medizinischen Central-Zeitung‹ beantwortet wurde: »In Weimar, Frankfurt, Berlin, Düsseldorf etc., ja so viel ich weiss, in keinem Leichenhause ist ein angeblich Todter wieder erwacht.«<sup>22</sup> Gleichwohl gab der Autor noch einen Ratschlag zur Verhütung des ›Lebendigbegrabenwerdens‹, der weniger durch seine Originalität beeindruckt, sondern mehr die alltägliche Inkompetenz einer Leichenschau noch Mitte des 19. Jahrhunderts beleuchtet:

Die Beerdigung einer Leiche vor dem Eintritt der Verwesung kann nur durch eine gesetzlich allgemein gebotene Leichenschau erzwungen werden (...) wenn die Untersuchung nicht vom niedern ärztlichen Personale, von Leinewebern, Schneidern und Schullehrern vorgenommen wird, sondern wenn sie in die Hände vollkommen gebildeter Aerzte übergeht.<sup>23</sup>

Wenn auch in Deutschland Leichenschauhäuser kaum Leben gerettet haben, so war anderenorts, etwa in den ›dark and bloody grounds‹ des amerikanischen Westens, das Warten auf den Beginn der Verwesung durchaus ein probates Mittel, um Fehleinschätzungen bei einer Todesfeststellung zu vermeiden. Karl May schildert in seinem Roman ›Winnetou I‹ solch ein Beispiel, als der Held der Erzählung, Old Shatterhand, völlig zu Unrecht als Länderdieb beschuldigt, von Winnetou mit einem Gewehrkolbenhieb halb gelähmt und zusätzlich durch einen Messerstich in den Hals und Unterkieferbereich lebensgefährlich verletzt wird.<sup>24</sup> Denn bald stellt sich Wundfieber ein, und der Verletzte berichtete später von seinen nun einsetzenden Fieberphantasien:

*... dann starb ich, wurde in den Sarg gelegt und begraben; ich hörte, daß die Erdschollen auf den Sarg geschaufelt wurden, und lag dann eine ganze, ganze Ewigkeit, ohne mich bewegen zu können, in der Erde, bis auf einmal der Deckel meines Sarges geräuschlos nach oben schwebte und dann verschwand. Ich sah den hellen Himmel über mir ...*<sup>25</sup>

– der Verletzte war erwacht, wenngleich die Genesungsphase trotz fürsorglicher Pflege durch die Tochter des Häuptlings noch lange dauerte. Immerhin war er drei Wochen ohne Bewusstsein gewesen und nur durch einen klugen Einwand seines Freundes Sam Hawkens vor einem vorzeitigen Begräbnis gerettet worden, wie ihm dieser darlegte:

*»Ihr habt ein fürchterliches Wundfieber gehabt und seid dann in Starrkrampf gefallen. Die Apachen wollten Euch einscharren; aber ich konnte*

*nicht an Euern Tod glauben und habe so lange gebettelt, bis Winnetou mit seinem Vater sprach und dieser die Erlaubnis gab, Euch erst dann zu begraben, wenn die Fäulnis eintreten werde.«<sup>26</sup>*

Trotz der Erkenntnis, dass Fehler bei der Todesfeststellung außerordentlich selten waren, war damit die Phobie vor dem ›Lebendigbegrabenwerden‹ nicht beendet – im Gegenteil, ihr Höhepunkt stand noch bevor. Als Matrix für die Phantasien dienten nun nicht mehr nur anekdotische Überlieferungen, sondern auch literarische Produkte. 1844 etwa veröffentlichte Edgar Allan Poe seine gruselige und epochale Geschichte ›The Premature Burial‹, und nur zwei Jahre später vollendete Gottfried Keller den Gedichtzyklus ›Gedanken eines lebendig Begrabenen‹ (der im Übrigen von Othmar Schoeck vertont wurde, der wiederum ja noch als Jugendlicher Mays Erzählung ›Der Schatz im Silbersee‹ als Oper vertont hatte). Populär wurde auch die lebenslange Agitation der schlesischen Dichterin Friederike Kempner, die sich in vielen Werken nicht nur für eine verbesserte Armen- und Krankenfürsorge einsetzte, sondern auch den Kampf gegen den Scheintod zu ihrem ganz persönlichen Anliegen machte. Im Jahr 1850 erschien in Breslau ihre ›Denkschrift über die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern‹, die bis 1867 sechs Auflagen erlebte. Kempner übersandte diese Schrift allen führenden Häuptionern Europas; und tatsächlich erhielt sie auch Dankesschreiben, u. a. von Napoleon III., König Leopold I. von Belgien und dem preußischen Kronprinzen und späteren Kaiser Friedrich III. Als Alternative zur Aufbahrung im Leichenhaus bis zur beginnenden Verwesung forderte sie die Verbrennung oder die Sektion des Verstorbenen, selbst »wenn man freilich dabei (...) auch lebend secirt werden könnte: allein von zweien Uebeln ist [dies] dennoch das kleinere – das größere ist ja unstr eitig das Erwachen im Grabe (...)«.<sup>27</sup>

So blieb noch lange Zeit die Angst vor dem Scheintod – präzise auch Taphophobie genannt – ein gesamtgesellschaftliches Problem, das weite Kreise, und natürlich auch Schriftsteller, erfasste und beunruhigte. Der österreichische Satiriker Johann Nepomuk Nestroy verlangte in seinem Testament, dass er nach seinem Tode »nach vollendeter Leichen-Zeremonie (...) noch mindestens Zwey Tage (vollständig gerechnet) liegen bleiben« solle, was er damit begründet, dass »die medizinische Wissenschaft (...) leider noch in einem Stadium (ist), daß die Doctoren – selbst wenn sie einen umgebracht haben – nicht einmal gewiß wissen, ob er todt ist«. <sup>28</sup> Von dem dänischen Märchendichter Hans Christian Andersen ist bekannt, dass er bei seinen

Reisen immer einen Zettel auf seinem Nachttisch liegen hatte, auf dem stand: »Ich bin nur scheintot!«<sup>29</sup> Doch auch noch im 20. Jahrhundert war die Angst vor dem plötzlichen Erwachen in einem dunklen Sarg virulent. Bert Brecht etwa hatte testamentarisch verfügt,

daß ihm die Ärzte die Herzschlagader öffneten, denn er ängstigte sich zeitlebens, er könne scheintot begraben werden. Der Eingriff wurde am 15. August mittags vorgenommen, bevor man den Sarg schloß. Weiterhin wollte er in einem Stahlsarg begraben werden [um nicht Speise der Würmer zu werden ... J. Z].<sup>30</sup>

Sigmund Freud gab der Taphobie eine neue Deutung:

Manche Menschen würden die Krone der Unheimlichkeit der Vorstellung zuweisen, scheintot begraben zu werden. Allein die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß diese schreckende Phantasie nur die Umwandlung einer anderen ist, die ursprünglich nichts Schreckhaftes war, sondern von einer gewissen Lüsterheit getragen wurde, nämlich der Phantasie vom Leben im Mutterleib.<sup>31</sup>

Eine Möglichkeit, Ängste überschaubar zu machen oder sie zu kanalisieren, ist auch Literatur. Und tatsächlich zeichnete sich bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein gesteigertes Bedürfnis nach Horrorgeschichten ab:

In der Regel spielt sich die Handlung auf dem Hintergrund unwirtlicher Gebiete, dunkler Wälder, Klöster und Schlösser mit schaurigen Gruften und Verliesen ab. Da sind labyrinthische Treppen und Gänge, die sich irgendwo im Dunkeln verlieren, vermauerte Türen, hinter denen sich ein finsternes Geheimnis verbirgt. Ein beliebtes Motiv ist das der verfolgten Unschuld, die durch einen ruchlosen, satanischen Unhold allen erdenklichen seelischen und körperlichen Qualen ausgesetzt ist.<sup>32</sup>

Der Leser solcher Romane konnte nun »sein diffuses Angstgefühl in die Phantasien des Dichters«<sup>33</sup> einbringen und so den Schein des realen Schreckens genießen.

Karl Mays großer Kolportageroman ›Waldröschen oder die Rächerjagd rund um die Erde‹ enthält reichlich Spuren dieser Schauerromane. Neben zahllosen anderen Schurkenstücken enthält der Megaroman auch eine Scheintodepisode; Opfer ist hier der mexikanische Graf und Großgrundbesitzer Ferdinando de Rodriganda, der beseitigt

werden soll, damit sein vorgeblicher Neffe Alfonzo de Rodriganda sein Erbe antreten kann. Eingefädelt wird dieses Verbrechen von Pablo Cortejo, dem tatsächlichen Onkel des Wechselbalges Alfonzo, der von einem indianischen *Giftdoctor*<sup>34</sup> ein wunderbares Gift erhalten hat, das den Empfänger schon bald nach seiner Einnahme wie tot erscheinen und diesen Scheintod über eine ganze Woche andauern lässt. Da die Handlung in Mexiko, in subtropischem bis tropischem Klima spielt, erwirbt Cortejo von Benito noch zusätzlich eine Tinktur, die auf bestimmte Körperpartien aufgepinselt Faulflecke vortäuscht und so den Tod noch realistischer scheinen lässt. Der Anschlag gelingt, ein hinzugezogener Arzt stellt den Tod fest und gibt in einem Gespräch mit Cortejo auch die Todesursache preis – Tetanus, Wundstarrkrampf.

*»In unserem südlichen Klima [so der Arzt weiter] kann die kleinste Verletzung zum Tode durch Starrkrampf führen.«*

*»O, Sennor, es ist wohl nicht nur allein das Klima schuld,« bemerkte Cortejo.*

*»Was sonst?«*

*»Die Familie de Rodriganda ist zu Tetanus geneigt.«*

*»Ah, der Starrkrampf ist erblich in der Familie?« fragte der Arzt überrascht.*

*»Allerdings. Der Vater sowohl als auch der Großvater des Grafen starben daran. Dieser traurige Fall ist bereits seit vier Jahrhunderten bei den Rodriganda erblich, wie ich ganz genau weiß.«*

*»O, so bin ich beruhigt, so habe ich mir keine Vorwürfe zu machen!«<sup>35</sup>*

1882 erschien das ›Waldröschen‹, zwei Jahre später schon wurde von Arthur Nicolaier das Bakterium *Clostridium tetani* als Erreger des Wundstarrkrampfs identifiziert; eine vererbare Neigung zu Tetanus war allerdings auch in Zeiten der Unkenntnis der Genese nie erwogen oder diskutiert worden, sie ist schlicht eine Erfindung Mays bzw. Cortejos.

Jahre später wird Graf Ferdinando nach seinem Scheintod befragt:

*»So entsetzlich, daß es nicht zu beschreiben ist,« antwortete der Graf. »Alles sehen, Alles hören und doch kein Glied rühren, kein Lebenszeichen geben können. Ich fühlte, daß meine Pulse stockten und mein Athem versagte. Das Blut lag mir wie kaltes Blei in den Adern und der Luftstrom kroch langsam und eisig wie ein Salamander aus meiner Brust. Das Leben zog sich bis in das Herz zurück, und doch waren alle meine Nerven in angestrengtester Thätigkeit. Ich hätte meine Seligkeit für einen einzigen Laut, für die Bewegung eines einzigen Fingers bieten mögen, und lag doch da, ohne Rettung*

*und Hoffnung, das Opfer eines fürchterlichen Betrugés, einer teuflisch raffinierten Gaunerbande.*«<sup>36</sup>

Auch in einem anderen Kolportageroman, dem ›Verlorenen Sohn‹, verwendet May das Motiv des Scheintodes. Hier aber bringt der Scheintod nicht Qual, sondern Rettung für zwei der Oberschurken des Romans, den Apotheker Horn und den bigotten August Seidelmann. Beide sind im Bezirksgefängnis inhaftiert, Horn konnte aber unter einer Perücke ein Gift einschmuggeln, das als probates Mittel die Flucht aus dem Gefängnis ermöglichen soll:

*»Ich habe ein Mittel mit, welches den Scheintod verleiht, aber nur für genau dreißig Stunden. Es wirkt genau nach zwölf Stunden. Nehmen wir es heute ein, so sterben wir morgen und kommen übermorgen in das Leichenhaus. Von dort ist es leicht, zu entkommen.«*<sup>37</sup>

Auf die Frage Seidelmanns, ob das Gift denn sicher wirke, antwortet Horn: *»Mit wahrhaft göttlicher Sicherheit«* und erklärt auch, Atem und Puls würden aussetzen, ja sogar das Blut würde eine neue chemische Zusammensetzung erhalten und dann wie Wasser aussehen. Am wichtigsten für Seidelmann ist aber, dass auch die Sinne während des Scheintodes ihren Dienst einstellen:

*»Man hört, sieht und fühlt also nicht?«*

*»Nein.«*

*»Das ist ein Trost, denn man würde während dieser kurzen Zeit Höllenqualen ausstehen.«*<sup>38</sup>

Anders als in den gängigen Scheintodphantasien des 19. Jahrhunderts fehlt hier bei beiden Scheintodepisoden ein ganz entscheidendes Element: das Erwachen des Scheintoten in seinem Sarg oder seiner Gruft und das grausame allmähliche Verenden im Dunkel. Nun war zum Zeitpunkt, als Karl May seine Reiseromane schrieb, die Angst vor dem Scheintod, vor dem ›Lebendigbegrabenwerden‹ nur noch »eine ritualisierte Wiederholung (...) historisch ausgestandener Ängste«. <sup>39</sup> Damit setzt sich May von den gängigen Phobien ab und bleibt doch dem Genre verbunden; für ihn ist Scheintod kein Ende, sondern ein mehr oder weniger langes Intermezzo, das seinen Schrecken nur aus dem fatalen Dilemma zieht, dass der Scheintote möglicherweise nur körperlich starr und bewegungsunfähig, geistig aber wach Zeuge der Handlung bleibt. Dieser bei May immer wieder vorkommende Topos

des lebendig Erstarrtseins scheint einem tatsächlichen Ereignis entnommen zu sein – dem Scheintoderlebnis seiner Großmutter Johanne Christiane May, geborene Kretzschmar, das May schon als Kind erzählt bekam und das ihn ein Leben lang begleitete. Die Bedeutung der Großmutter für seine emotionale Entwicklung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden:

*Sie war mein alles. Sie war mein Vater, meine Mutter, meine Erzieherin, mein Licht, mein Sonnenschein, der meinen Augen fehlte. Alles, was ich in mich aufnahm, leiblich und geistig, das kam von ihr ... Was sie mir erzählte, das erzählte ich ihr wieder und fügte hinzu, was meine kindliche Phantasie teils erriet und teils erschaute. Ich erzählte es den Geschwistern und auch anderen, die zu mir kamen ...*<sup>40</sup>

... und überdies auch später dem Leser seiner Bücher, möchte man May hier ergänzen, denn einen der denkwürdigsten Augenblicke des ansonsten recht unbekanntem Lebens dieser vergötterten Großmutter, das Erleben eines Scheintodes, schilderte er gleich zweimal.

Die erste Variante dieser Begebenheit beschrieb May in dem Roman ›Am Jenseits‹, eingebettet in ein Gespräch zwischen Kara Ben Nemsi und Hadschi Halef. Nach der üblichen hymnischen Charakterisierung der Großmutter – »*der irdische Engel meiner Kindheit*«<sup>41</sup> – fährt Kara Ben Nemsi zunächst lakonisch fort:

*»Die Verletzung eines Nerven war schuld, daß sie in Starrkrampf fiel und für tot gehalten wurde. Man bettete sie in den Sarg, und erst ganz kurz vor dem Begräbnisse, als die Leidtragenden den letzten Abschied von ihr genommen hatten, wurde entdeckt, daß sie noch lebte.«*<sup>42</sup>

Im weiteren Verlauf des Gesprächs möchte Halef gerne wissen, ob denn während dieser Zeit die Seele der Großmutter den scheinbaren Körper verlassen habe, doch Kara Ben Nemsi kann hier keine zufriedenstellende Antwort geben und fährt indessen mit Großmutter's Schilderung fort:

*»Die Gelehrten behaupten allerdings, daß beim wirklichen Scheintode das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne vollständig erloschen seien. Das ist bei meiner Großmutter zwei Tage lang der Fall gewesen; als dann am dritten Tage ihr die Besinnung zurückkehrte, hat sie sich im Sarge liegend gefunden. Doch hat sie das nur aus den Reden der um sie Stehenden schließen, nicht aber sehen oder fühlen können, weil es ihr unmöglich gewesen ist, die Augen zu öffnen oder überhaupt mit irgend einem Gliede die geringste*

*Bewegung zu machen. Sie fand später keine Worte, die entsetzliche Angst, die Verzweiflung zu beschreiben, mit welcher sie sich angestrengt hatte, ein Lebenszeichen zu geben; aber ihr Wille, die ganze Summe ihrer geistigen Energie war ohne Einfluß auf den Körper gewesen. Da hatte sie eingesehen, daß ihre einzige Rettung nur noch im Gebete liege.«*

Und in der Tat, der Himmel hilft ihr »vor der dunklen Pforte des Grabes, in welches sie bei vollem Bewußtsein gebettet werden sollte«. <sup>43</sup>

*»Als ein Kind zum Abschiede ihre Hand faßte, hat sie endlich, endlich die Finger bewegen und den Druck erwidern können. Das Kind hat vor Schreck laut aufgeschrien und zitternd und stammelnd die Mitteilung gemacht, daß die Tote, »noch nicht ganz gestorben, sondern in der Hand noch lebendig sei«, worauf man sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugte und nach dem Arzte schickte, unter dessen Behandlung die Kranke dann langsam wiederhergestellt wurde.«<sup>44</sup>*

Hier nun mischt sich Halefs Frau Hanneh in das Gespräch der Männer ein und möchte, nachdem Kara Ben Nemsi ihr erneut versichert hat, alle Frauen, also auch islamische, hätten eine Seele, gerne wissen, an welchem Ort sich die Seele der Großmutter während ihres Scheintodes befunden habe. Auch hier muss Kara Ben Nemsi alias Karl May im Vagen bleiben; zwar habe er sich bei ihr später sehr oft nach ihrer Erinnerung an die Tage des Scheintodes erkundigt, die Antwort fiel aber immer enttäuschend aus: »*Sie wußte aber nichts.*«<sup>45</sup> Auch zur zeitlichen Einordnung dieser Episode kann Kara Ben Nemsi nur knapp berichten: »*Sie ist zu jener Zeit noch jung gewesen ...*«<sup>46</sup> In seiner Selbstbiographie, 11 Jahre später veröffentlicht, schildert May die Scheintodepisode seiner Großmutter weit plastischer. Auch zum zeitlichen Rahmen dieses Ereignisses wird er konkreter. Kurz nach der Geburt ihres zweiten Kindes war plötzlich ihr Mann verstorben, und in den folgenden Jahren der Trauer und der schweren Napoleonischen Kriege wuchs die Not, doch auch hier erwuchs ihr Rettung. Einem *abseits wohnenden Oberförster*<sup>47</sup> war die Frau gestorben, und da er wohlhabend war, konnte er für die Versorgung seiner zahlreichen Kinder die Großmutter zur Führung seiner Hauswirtschaft einstellen.

*In dieser Zeit war es, daß Großmutter während des Mittagessens plötzlich vom Stuhle fiel und tot zu Boden sank. Das ganze Haus geriet in Aufregung. Der Arzt wurde geholt. Er konstatierte Herzschlag; Großmutter sei tot und nach drei Tagen zu begraben. Aber sie lebte. Doch konnte sie kein Glied bewegen, nicht einmal die Lippen oder die nicht ganz geschlossenen*

*Augenlider. Sie sah und hörte alles, das Weinen, das Jammern um sie. Sie verstand jedes Wort, welches gesprochen wurde. Sie sah und hörte den Tischler, welcher kam, um ihr den Sarg anzumessen. Als er fertig war, wurde sie hineingelegt und in eine kalte Kammer gestellt. Am Begräbnistage bahrte man sie im Hausflur auf. Die Leichenträger kamen, der Pfarrer und der Kantor mit der Kurrende. Die Familie begann, Abschied von der Scheintoten zu nehmen. Man denke sich deren Qual! Drei Tage und drei Nächte lang hatte sie sich alle mögliche Mühe gegeben, durch irgend eine Bewegung zu zeigen, daß sie noch lebe – – vergeblich! ... Sie erzählte später, daß sie sich in ihrer fürchterlichen Todesangst ganz unmenschliche Mühe gegeben habe, doch wenigstens mit dem Finger zu wackeln, als einer um den andern kam, um ihre Hand zum letzten Male zu ergreifen. So tat auch das jüngste Mädchen des Oberförsters, welches besonders sehr an Großmutter gehangen hatte. Da schrie das Kind erschrocken aus: »Sie hat meine Hand angegriffen; sie will mich festhalten!« Und richtig, man sah, daß die scheinbar Verstorbene ihre Hand in langsamer Bewegung abwechselnd öffnete und schloß. Von einem Begräbnisse konnte nun selbstverständlich nicht mehr die Rede sein. Es wurden andere Aerzte geholt; Großmutter war gerettet.<sup>48</sup>*

Diese zweite Variante ist deutlich detaillierter und dramatischer, und dieser Dramatisierung ist auch offensichtlich ein wesentlicher Unterschied in beiden Schilderungen geschuldet: In der ursprünglichen Version war die Großmutter zwei Tage bewusstlos und erst am dritten Tage kehrte ihr Bewusstsein zurück. In ›Mein Leben und Streben‹ war sie aber die vollen drei Tage bei Bewusstsein, und damit war die schreckliche Todesangst, lebendig begraben zu werden, um ein Vielfaches potenziert. Überdies waren während dieser drei Tage auch ihre Augenlider nur halb geschlossen, so dass sie auch optisch die Vorbereitungen für das eigene Begräbnis erleben musste. Was sie nun aber tatsächlich erlebt hatte, bleibt auch in dieser Variante vage: *Sie sprach nur selten von dem, was sie in jenen unvergeßlichen drei Tagen auf der Schwelle zwischen Tod und Leben gedacht und empfunden hatte. Es muß schrecklich gewesen sein.*<sup>49</sup> Entsprechend bemüht ist denn auch die moralische Lehre, die May aus diesem Vorfall zieht: Zum einen wurde durch die wundersame Errettung Großmutterns Glaube an Gott gestärkt, aber auch er, Karl May, profitierte von den drei scheinbaren Tagen: *Ihr und diesem ihrem Scheintode habe ich es zu verdanken, daß ich überhaupt nur an das Leben glaube, nicht aber an den Tod.*<sup>50</sup>

Der plötzliche Scheintod einer ansonsten gesunden Frau ohne jede Vor- oder Begleiterkrankung ist nach heutigen diagnostischen

Kriterien nur schwer interpretierbar, und so hatte ich noch vor wenigen Jahren dieser Episode eher belletristischen Gehalt unterstellt, sie als ein »moralisierende(s) ›memento mori« bezeichnet.<sup>51</sup>

Nun sind viele Erkrankungen nicht nur durch einen bestimmten Lebensstil bedingt, sondern auch oft kulturgebunden und können – je nach Epoche – in ihrem Auftreten historisch variieren. In manchen Erkrankungen manifestiert sich besonders markant der Geist der Zeit, etwa wenn wir die momentane Welle von Burn-out-Erkrankungen betrachten oder Essstörungen wie Bulimie oder Anorexie. Daher muss zur Deutung der Scheintodepisode der diagnostische Erfahrungsschatz des 19. Jahrhunderts bemüht werden, und schon ›Pierer's Universallexikon‹ fasst 1862 unter dem Stichwort ›Scheintod‹ das damalige medizinische Wissen um die Ursachen eines Scheintodes zusammen, zu denen auch ›Hysterie‹ und ›Hypochondrie‹ gehören, und stellt fest: »(...) auch jugendliches Alter, weibliches Geschlecht u. Nervenschwäche, sowie Erschöpfung überhaupt prädisponieren vorzüglich zum S.«<sup>52</sup>

Zur Indexpathologie, zu den Leitsymptomen des 19. Jahrhunderts, gehörten auch ohne Zweifel mannigfaltige hysterische Störungen, die heute nahezu unbekannt sind, zumal auch die Terminologie verlassen wurde. Noch präziser als der ›Pierer‹ weist daher etwa zwanzig Jahre später ›Meyers Konversationslexikon‹ auf die Möglichkeit einer hysterischen Genese von Scheintodepisoden hin:

Frauen, und zwar hysterische, geisteskrank und kataleptische, können Tage, selbst 1–2 Wochen lang ganz still liegen und eine kalte, bleiche Haut, ziemlich starre Augen, kaum fühlbaren Puls, höchst schwache Herztöne und kaum merkliche Atembewegungen darbieten. Das Gehör und das Bewußtsein sind manchmal geblieben, die Kranken fühlten das Peinliche ihres Zustandes, konnten aber nicht darauf reagieren und hatten später eine gute Erinnerung von allem dem, was um sie herum vorgegangen war. Solche Fälle kommen zweifellos vor, aber die Zahl der glaubwürdigen ist eine sehr kleine.<sup>53</sup>

Eine der wenigen präzisen kasuistischen Beschreibungen des hysterischen Scheintodes (denn geisteskrank oder kataleptisch, d. h. ›starrsüchtig‹, war Johanne Christiane Kretschmar ganz sicher nicht) lieferte im Jahr 1872 der Wiener Neurologe Moriz Rosenthal. Rosenthal hatte sich 1863 für Elektrotherapie und Neuropathologie habilitiert und erfuhr am 29. April 1870 durch »eine besondere Gunst des Schicksals«,<sup>54</sup> dass am Tage zuvor

eine junge, nervöse Frau nach einer heftigen Gemüthsbewegung in Krämpfe, hierauf in Bewusstlosigkeit verfallen sei, und nachdem dieselbe trotz aller Versuche (wie fehlendes Anhauchen eines vorgehaltenen Spiegels, Reactionslosigkeit der Haut bei Betropfen mit Siegellack etc.) kein Lebenszeichen von sich gebe, von einem Landarzte für leblos erklärt worden sei, während ein zweiter Landarzt noch die manifesten Zeichen der Fäulniss abwarten zu sollen glaubte.<sup>55</sup>

Rosenthal erbot sich, die leblose Frau zu untersuchen, und bemerkte beim Betreten der Wohnung, dass schon alle Vorkehrungen für eine Aufbahrung getroffen waren.

Die nähere Untersuchung des fraglichen Falles lieferte folgenden Befund:

Eine 24jährige, zartgebaute Frau von mittlerer Körpergrösse, das Gesicht und die allgemeinen Hautdecken leichenblass und kühl anzufühlen, die Augen geschlossen, beim Lüften der Lider beide Pupillen gleichmässig verengt, ohne merkliche Reaction auf Lichteinfluss. Die oberen und unteren Gliedmassen erschlaft, dieselben fallen beim Emporheben gleich einer todtten Masse nieder. An den beiden Radialarterien ist kein Puls wahrnehmbar, eben so wenig ein Herzstoss zu ermitteln.«<sup>56</sup>

Der Brustkorb war ohne sichtbare Bewegung, beim Abhören der Herzregion konnte der Arzt jedoch ein recht schwaches, dumpfes Geräusch hören, und dann bemerkte er »bei schärferem Zusehen« an den eingesunkenen Bauchdecken eine ganz schwache Bewegung. Als Neurologe und Spezialist in der damals noch jungen, aber sehr populären Elektrotherapie nahm Rosenthal nun einen Induktionsapparat, legte im Bereich der Gesichts- und Extremitätenmuskulatur leichte Ströme an, die zu Kontraktionen der betreffenden Muskulatur führten. Damit konnte er dem verblüfften Landarzt und den verstörten Angehörigen deutlich beweisen, »dass die seit 32 Stunden bewusst- und regungslos daliegende junge Frau nur scheinot«<sup>57</sup> war, und gab Anweisungen, wie durch Frottieren der Haut oder durch Einflößen einer Mischung aus Essigäther und schwarzem Kaffee die noch vorhandenen Lebenskräfte gestärkt werden konnten. Am nächsten Tag erfuhr der Neurologe, dass die Patientin spontan erwacht und dann allmählich wieder in den Besitz von Sprache und Bewegungsvermögen gekommen war. Vier Monate später, so Rosenthal abschließend,

stellte sich die Rediviva persönlich vor und erzählte mir, dass sie von der ersten Zeit ihrer Lethargie nichts wisse, späterhin jedoch gehört habe, wie man von ihrem Tode spreche, ohne auch nur die geringste Regung, den

geringsten Laut von sich geben zu können. Die junge Frau befindet sich seit zwei Jahren, bis auf ihre Nervosität, ziemlich wohl.<sup>58</sup>

Vergleicht man nun Rosenthals gut dokumentierte Kasuistik vor allem mit Mays erster Schilderung des großmütterlichen Scheintodes, die noch frei von dramatisierenden Ausschmückungen ist, so findet sich eine erstaunliche Parallelität der Abläufe, die nur einen Schluss zulässt: Die Schilderung von Johanne Christiane Kretzschmars Scheintod war in allen Details realistisch. Was allerdings den Neurologen Rosenthal bei seiner Patientin weniger interessierte, war die Frage nach der Ursache dieser Störung; hier wurden ein knappes Vierteljahrhundert später zwei andere Wiener Kollegen fündig. 1895 veröffentlichten Josef Breuer und Sigmund Freud ihre ›Studien über Hysterie‹, in denen sie auch neue ätiologische Konzepte der Hysteriestörung vorstellten. Bekannterweise entwickelte Freud im Anschluss an diese Veröffentlichung auch sein Konzept einer psychoanalytischen Therapie; von seiner Klassifikation der hysterischen Störungen hat vor allem die Konversionshysterie, allerdings deutlich modifiziert und unter anderer Nomenklatur, überlebt. Unter Konversion versteht man die Verschiebung, die Übertragung von Affekten auf Organe oder Organsysteme, sie ist nach Freud ein – allerdings pathogener – Abwehrmechanismus, bei dem unlösbare Konflikte vom Ich-Bewusstsein ferngehalten werden und so körperliche Krankheiten verursachen. In der heute gültigen Klassifikation von Erkrankungen, der ›International Classification of Diseases‹ in ihrer 10. Revision, der ICD-10, werden die Konversionsstörungen als ursächlich psychogen angesehen, in enger zeitlicher Verbindung mit traumatisierenden Ereignissen, unlösbaren oder unerträglichen Konflikten oder gestörten Beziehungen.<sup>59</sup>

Die Suche nach einer psychogenen Ursache des großmütterlichen Scheintodes führt uns zurück in das Haus des unbekanntem Oberförsters; sie ist auch verbunden mit der Suche nach dem Vater von Karl Mays außerehelich gezeugtem Vater Heinrich August May, dem unbekanntem Großvater also, von dem wir nicht viel mehr wissen, als das Ernstthaler Taufregister berichtet: »Der Schwängerer soll ein Unbekannter gewesen seyn.«<sup>60</sup> Mays biographische Angaben über seine Großmutter Johanne sind in manchen Details fehlerhaft. So schreibt er z. B., sie habe ihre *Mutter früh verloren*;<sup>61</sup> tatsächlich starb diese erst 1820, da war die Tochter bereits 40 Jahre alt und trug Schwarz, da schon zum ersten Mal verwitwet. Auch datiert er die Hochzeit der Großmutter auf die Zeit nach dem Tod ihres Vaters; der aber starb in

Ernstthal erst am 23. 9. 1825, nicht schon 1802 oder 1803, wie die Selbstbiographie nahelegt:<sup>62</sup> *Nach verflossener Trauerzeit kam May, der treue Geliebte, und führte sie heim.*<sup>63</sup> Nach dem frühen Tod ihres Ehemannes am 14. 2. 1818 soll nun Johanne ins Forsthaus gezogen sein, um dort den Haushalt zu führen; es ist aber auch, so Hainer Plaul, »denkbar, daß sich jene Forsthaus-Episode gut zehn Jahre zuvor ereignet haben könnte (...)«.<sup>64</sup> Auf alle Fälle wird es eine besondere Beziehung zwischen Oberförster und Dienstmädchen gegeben haben, denn als der Förster *einen Einblick in ihr eigenartiges Seelenleben erhielt, nahm er sich ihrer auch in innerer Beziehung an.*<sup>65</sup> Demnach wäre der wirkliche Vater des Heinrich August May ein – z. B. höherer schönburgischer – Forstbeamter gewesen, und damit könnte auch seine besondere Zuneigung zu dem kleinen Heinrich erklärt werden. Doch die unbeschwerte Zeit im Forsthaus war nicht von Dauer; infolge der Wiederverheiratung des Oberförsters wurde Johanne Christiane May mit ihren beiden Kindern aus dem *sonnenklaren, hoffnungsreichen*<sup>66</sup> Paradies vertrieben und *in ihre früheren Verhältnisse zurückgestoßen ...*<sup>67</sup> Auf dieses Trauma könnte nun Johanne Christiane mit dieser nach damaliger Nomenklatur hysterischen Störung reagiert haben, in der sich, wie bereits Hans Hintz vermutete, »der Schock artikuliert, der die Frau durchfuhr, als sie von der Wiederverheiratung des Oberförsters mit einer anderen Frau Kenntnis bekam.«<sup>68</sup>

Wie authentisch auch immer die Scheintodschilderung der Großmutter gewertet werden mag, eines war sie bestimmt nicht: eine Nahtoderfahrung. Nun ist nur Weniges in wissenschaftlicher Forschung wie populärer Rezeption »mit solch einer hohen Anteilnahme und Emotionalität verbunden wie das Thema Nahtoderfahrungen.«<sup>69</sup> Schon der Name selbst ist problematisch, denn er suggeriert Wissen um die eigene Existenz am Scheidepunkt zwischen Leben und Tod. Überdies gibt es keine exakte Definition der Nahtoderfahrung, oft werden unter diesem Begriff Erlebnisse subsumiert, die in keinem Bezug zu einem Todeserlebnis stehen. Die eigentliche Nahtoderfahrung aber ist gekoppelt an einen klinischen Tod, an einen Herz-Kreislauf-Stillstand und an eine erfolgreiche Reanimation. Und letztere ist seltener als vermutet. Eine Studie aus München berichtet von insgesamt 1911 Patienten, die 2000 und 2001 in der bayerischen Hauptstadt reanimiert wurden; »(...) von diesen lebten ein Jahr nach dem Ereignis noch 63 Personen (3,3 %) in einem vergleichbaren gesundheitlichen Zustand wie vor dem Ereignis.«<sup>70</sup> Andere Zahlen zeigen eine noch geringere Erfolgsquote von Reanimationen; der Neurologe Birk Engmann schätzt etwa, dass nur 1,8 % aller Patienten die

Reanimation überleben, also etwa 1000 Menschen pro Jahr in Deutschland –, nicht selten aber mit schweren oder schwersten Funktionsstörungen des Gehirns, die ein Erzählen von Nahtoderfahrungen ausschließen.<sup>71</sup> Diese Zahl kontrastiert aber mit anderen Berichten, nach denen 4,3 % aller Deutschen, also etwa 3,5 Millionen Menschen, Nahtoderfahrungen gemacht haben wollen.<sup>72</sup>

Vor allem zwei Autoren haben unser Bild von Auftreten wie Inhalt von Nahtoderfahrungen geprägt: Raymond Moody<sup>73</sup> und Elisabeth Kübler-Ross.<sup>74</sup> Beide hatten retrospektiv gearbeitet, also Interviews mit Menschen geführt, die anekdotisch von Nahtoderfahrungen berichteten. Nun war die Latenz zwischen Ereignis und Aufzeichnung oft sehr lang; dazu konnten beide Autoren nie die exakten Umstände der Nahtoderfahrungen validieren. Außerdem unterliegt unser Gedächtnis einem ständigen Wandel, bis wir uns sogar präzise an Ereignisse erinnern können, die nie stattgefunden haben. So erfuhren all diese Berichte eine sekundäre Nachbearbeitung, eine Nachinterpretation, die immer von der religiösen Einstellung ebenso abhängig ist wie vom kulturellem Hintergrund. Überdies waren die Arbeiten beider Autoren auch von dem Vorsatz beeinflusst, mit Hilfe von Nahtoderfahrungen ein Leben nach dem Tode beweisen zu wollen.

Eine seriöse wissenschaftliche Forschung muss sich natürlich von diesen Vorgaben lösen, und so will ich Ihnen hier von einer Studie zu dem Auftreten von Nahtoderfahrungen berichten, die 2001 in der renommierten Zeitschrift ›The Lancet‹ veröffentlicht wurde und trotz oder gerade wegen ihrer fundierten wissenschaftlichen Vorgehensweise großes Aufsehen erregt hat.<sup>75</sup> Unter der Leitung des niederländischen Kardiologen Pim van Lommel wurden von 1988 bis 1992 an zehn holländischen Kliniken 344 Patienten mit insgesamt 509 erfolgreichen Reanimationen in eine Studie aufgenommen, d. h. diese Patienten waren gesichert ein- oder mehrmals klinisch tot gewesen. Ein erstes Interview mit den erfolgreich Reanimierten fand bereits spätestens fünf Tage nach dem Ereignis statt; weitere Befragungen folgten dann nach zwei und nach acht Jahren.

Die Hälfte aller Patienten mit einer NTE war sich bewusst darüber, tot zu sein, und hatte während der Erfahrung positive Gefühle. 30 Prozent hatten ein Tunnelerlebnis, nahmen eine himmlische Landschaft wahr oder begegneten Verstorbenen. Etwa ein Viertel hatte eine außerkörperliche Erfahrung, kommunizierte mit ›dem Licht‹ oder nahm Farben wahr. 13 Prozent erlebten einen Lebensrückblick und 8 Prozent spürten eine Grenze. In

unserer Studie wurden also alle bekannten Elemente einer NTE genannt, niemand schilderte jedoch eine Furcht einflößende oder negative Erfahrung.<sup>76</sup>

Alle genannten Elemente einer Nahtoderfahrung können allerdings auch ohne Todesnähe stattfinden, so ist etwa die Außerkörperliche Erfahrung, oft als AKE abgekürzt und gerne als zentrales Phänomen einer Nahtoderfahrung bezeichnet, ein nicht selten auftretendes Erlebnis. Dabei befindet sich der Betroffene nach eigenen Angaben außerhalb des eigenen Körpers und kann sich selbst betrachten, ja oft sich auch unabhängig von Raum und Zeit aus dem eigenen Körper entfernen, ohne dabei eine geistige Verbindung zu seinem Körper zu verlieren. Etwa 10 % der Normalbevölkerung und etwa 50 % von Menschen, die intensiv Drogen konsumiert haben, berichten in verschiedenen Studien über erlebte Nahtoderfahrungen. Anders ausgedrückt, unter Drogenkonsum ist es leichter, eine Außerkörperliche Erfahrung zu erleben, als durch einen klinischen Tod mit anschließender erfolgreicher Reanimation. Und ähnlich verhält es sich mit den anderen Phänomenen einer Nahtoderfahrung wie dem Tunnelerlebnis oder der Begegnung mit dem Licht: Sie können sowohl bei psychisch gesunden Menschen, etwa durch Trance oder Meditation, als auch bei psychisch wie neurologisch kranken Menschen, etwa bei Psychosen oder Epilepsieanfällen auftreten; sie sind also »dem klinischen Tod weder eindeutig zuordenbar noch für ihn spezifisch (...)«.<sup>77</sup>

Für van Lommel zeigten die Ergebnisse seiner Studie,

dass medizinische Faktoren nicht das Auftreten einer NTE erklären können; obwohl alle Patienten klinisch tot waren, hatten die meisten kein NTE. Weiterhin gab es keine Beziehung zwischen dem Ernst der Krise und dem Auftreten oder der Tiefe der Erfahrung. Wenn rein physiologische Faktoren ausgehend von einer zerebralen Anoxie eine NTE verursacht hätten, müssten die meisten unserer Patienten diese Erfahrung gemacht haben. Die Medikation der Patienten stand auch nicht im Zusammenhang mit der Häufigkeit einer NTE. Psychologische Faktoren scheinen nicht wichtig zu sein, da Angst nicht einer NTE zugeordnet wurde.<sup>78</sup>

Am intensivsten beschäftigt sich Karl May in seinem Roman ›Am Jenseits‹ mit den eigentlich so gegensätzlichen Erfahrungen von Scheintod und Nahtoderlebnis. Dort ist es aber nicht der blinde Seher Münedschi, sondern der persische Schiit Khutab Agha, der eine klassische Nahtoderfahrung erlebt. Als Oberaufseher des schiitischen

Heiligtums von Meschhed Ali verfolgt er El Ghani, den Dieb des ›Schatzes der Glieder‹, wird aber von ihm angeschossen, ja erschossen, wie auch Kara Ben Nemsi als Augenzeuge sehen muss. Nach einer Weile steht aber unvermittelt der Totgeglaubte wieder auf und kommt mit *blutleerem Gesichte, aber bluttriefendem Gewande*<sup>79</sup> auf die überlebenden Gefährten zu und berichtet dann von seinem Tod:

*»Mein Sterben war folgendermaßen – ... ich hörte den Schuß und fühlte die Kugel in mein Herz dringen. Doch schnell war dieser Schmerz vorüber, denn nur der Körper fühlt diese Art von Schmerz; ich aber war nicht mehr in ihm, sondern ich stand als Seele bei ihm. Ich sah ihn liegen; ich sah euch alle, dieses Thal, die beiden Höhen, den Himmel darüber ... und auch dich selbst, der seine Füße befreit hatte und den sie nun wieder banden.«*<sup>80</sup>

Und nun erfährt Khutab Agha all die auch in der Arbeit von van Lommel geschilderten Nahtoderlebnisse: Zunächst ganz eindeutig die ›out of body experience‹: *»... ich stand mitten unter euch und sah meinen Körper, meine Leiche liegen.«*<sup>81</sup> Dann die Begegnung mit einer Grenze: *»Ich dachte an die Mauer mit den vielen Todespforten – – Allah w' Allah, kaum hatte ich an sie gedacht, so war ich schon dort!«*<sup>82</sup> Auch der Lebensrückblick fehlt nicht:

*»Hast Du, Effendi, schon einmal gehört, daß in der Todesstunde das ganze, ganze Leben des Sterbenden, sogar mit allem, was er längst vergessen hat, an ihm vorüberziehe? ... Diese Behauptung ist wahr, ganz entsetzlich wahr!«*<sup>83</sup>

Und es kommt auch zu einer Begegnung mit dem Licht:

*»Wir befanden uns in einem Oceane des Lichtes, welches so rein und so klar war, daß mein Blick die fernste aller Fernen schauen konnte. ... Dort aber gab es eine wunderbare, ununterbrochene Helligkeit, die auch mich selbst durchdrang und mir ein Gefühl des Glückes, der Seligkeit verlieh, welches ich nicht beschreiben kann.«*<sup>84</sup>

Damit beschreibt Khutab Agha auch die einer Nahtoderfahrung in der Mehrzahl assoziierten positiven Gefühle. Überdies zeigt die Schilderung seines Außerkörperlichen Erlebnisses deutliche Parallelen zu dem Flug der Seele Kara Ben Nemsis<sup>85</sup> durch transzendente Sphären:

*»Ich kehrte noch nicht in meinen Körper zurück, sondern ich wurde mit ihm durch eine Unermeßlichkeit getragen, in welcher es keine Schranken gab. Ich sah die Welten, die Sonnen und die Sterne ...«*<sup>86</sup>

Nun findet die fiktive Ermordung Khutab Aghas nicht auf der Rettungsstelle eines mitteleuropäischen Krankenhauses statt, sondern in der arabischen Wüste des 19. Jahrhunderts. Um also den Oberaufseher des persischen Heiligtums wieder ins Leben zurückrufen zu können, muss sich Karl May eines reichlich theatralischen Tricks bedienen, den der Leser nur dann akzeptieren kann, wenn er Mays Anschauung – ... *Zufall giebt es nicht für mich!*<sup>87</sup> – teilt. Die todbringende Kugel hat zwar das Gewand durchdrungen, wird aber noch einige Zentimeter vor ihrem Bestimmungsort von einem in Metall gebundenen Evangelienbuch abgeblockt, das einst Kara Ben Nemsi Dschafar Mirza, einem Freunde Khutab Aghas, geschenkt hat. *Welch eine Fügung!*<sup>88</sup> muss da Mays Alter Ego staunend bekennen, als er die Seite aufschlägt, auf der die Kugel angehalten wurde, und dann den Perser bittet, den Text laut vorzulesen: »*Ich aber sage euch: Liebet Eure Feinde; thut Gutes denen, die Euch hassen ... < ...*«<sup>89</sup> In diesem Satz aus der Bergpredigt lässt sich auch die fundamentale Veränderung zusammenfassen, die das Nahtoderlebnis bei Khutab Agha bewirkt hat; und als nur kurze Zeit später das Urteil über El Ghani und seine Verbrecherbande gefällt werden soll, spricht der Perser sie frei: »*Ich begnadige sie. ... Ich ... will erst selbst besser werden, ehe ich über andere richte!*«<sup>90</sup>

Van Lommels Studie umfasst nicht nur unmittelbare Schilderungen von Nahtoderlebnissen, sondern in einem Follow-up wurden in späteren Interviews nach zwei bzw. nach acht Jahren die Patienten nach Veränderungen in ihrem Leben befragt:

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich alle Patienten acht Jahre nach ihrem Herzstillstand in vielerlei Hinsicht verändert hatten: Ihr Interesse an der Natur, an der Umwelt und an sozialer Gerechtigkeit war gewachsen, sie zeigten mehr Liebe und Gefühle, sie waren hilfsbereiter und beteiligten sich stärker am Familienleben.<sup>91</sup>

Und ein anderer Satz eines Nahtodüberlebenden, den van Lommel zitiert, hätte Wort für Wort auch von Karl May stammen können: »Erst wenn die Macht der Liebe stärker wird als unsere Liebe zur Macht, wird sich unsere Welt ändern.«<sup>92</sup>

Im Zentrum des Romans ›Am Jenseits‹ steht aber die rätselhafte Gestalt des blinden Sehers Münedschi, in dessen Schicksal sich erneut Scheintod und Nahtoderlebnisse in ganz wundersamer Weise vermengen. Zunächst ist ihm tatsächlich der Alptraum des aufgeklärten Europäers widerfahren: Er wird als Scheintoter lebendig begraben,

doch rechtzeitig von Kara Ben Nemsî entdeckt und wiederbelebt. Hier agiert Mays Held ganz in der Rolle des überlegenen abendländischen Hekims und stellt zunächst fest, dass bei dem vorgeblich Verstorbenen zwar die Leichenstarre eingetreten war, aber *Leichen-geruch gab es nicht ...*<sup>93</sup> Dann bemerkt er eine *sehr flache Bewegung des Thorax*,<sup>94</sup> hört auch Herzgeräusche und beginnt unverzüglich mit wiederbelebenden, atmungsunterstützenden Maßnahmen. Einen Haddediñ lässt er gar ganz lehrbuchmäßig die Zunge des Münedschi fixieren, *weil durch sie sonst der Atmungsweg verschlossen worden wäre*.<sup>95</sup> Als wenig später der Gerettete erfährt, dass er bereits begraben war, reagiert er zunächst, wie zu erwarten war, mit Entsetzen: »*Tot? Begraben schon? ... Allah sei mir gnädig! ... Es wäre entsetzlich gewesen, wenn ich begraben worden wäre, ohne wirklich tot zu sein! Scheintot!*«<sup>96</sup> Doch nun kommt eine überraschende Wendung – der Scheintod ist für den Blinden überhaupt kein Thema mehr, denn:

*»Es gibt ja überhaupt keinen wirklichen Tod, denn das, was ihr so nennt, das ist eben nichts anderes als scheinbarer Tod. Es ist das Ablegen des irdischen Kleides, welches wir unter dem Namen ›Körper‹ hier getragen haben, aber niemals wieder tragen werden. Dieser Körper bleibt zurück, um sich in seine Grundbestandteile wieder aufzulösen, die Seele aber, die in ihn gekleidet war, wird auf ewig frei von ihm, der sie beengt.«*<sup>97</sup>

Hier spricht der Münedschi Gedanken, Überzeugungen aus, die Teil der religiösen Weltanschauung Karl Mays sind, und es ist auch der Münedschi, der wenig später aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther zitiert: »*Es wird gesät ein irdischer Leib, und auferstehen wird ein geistiger Leib; gibt es einen irdischen Leib, so gibt es auch einen geistigen Leib.*«<sup>98</sup> Neben der Charakterisierung der Auferstehung des Leibes als einer geistigen Entität sind es andere Sätze ebenfalls des ersten Korintherbriefes, auf die sich das Gespräch, der religiös-philosophische Dialog zwischen May/Ben Nemsî und dem Münedschi, hinentwickelt, die aber in dem Roman nur noch indirekt, nicht mehr verbal wiedergegeben werden: *Ich citierte das dreizehnte Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther*.<sup>99</sup> Hier sei zumindest der Beginn des Kapitels wiedergegeben, in dem Paulus den Lesern »noch einen köstlichern Weg« zeigt:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. (...) Und

wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.<sup>100</sup>

Das Faszinosum des Münedschi liegt aber nicht in seiner Errettung aus dem Scheintod, sondern in seiner Fähigkeit, tranceartig auf eine andere Bewusstseins-ebene zu wechseln und dort an der Seite eines Engels – Ben Nur, Sohn des Lichtes genannt – Transzendenzreisen in vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeiten, ja auch an alle Orte, »welche der Erde angehören, und Orte, welche nicht auf ihr liegen«,<sup>101</sup> zu unternehmen. Diese Entrückungsberichte des Münedschi sind aber per definitionem keine Nahtoderlebnisse; sie sind Visionen und Bilder, die sich in die uralte Tradition von sogenannten Jenseitsreisen einreihen lassen. Sie gab und gibt es in allen Religionen; besonders gut erforscht und dokumentiert sind sie im jüdisch-christlichen Kulturkreis. Dabei verlässt, so eine Definition von Jenseitsreisen, ein Mensch

freiwillig oder unfreiwillig diese Welt und bewegt sich in Ekstase oder »in corpore« durch das zuallererst räumlich organisierte Jenseits, durch das er zumindest teilweise von einem Engel geführt wird. Dieser Engel deutet dem Jenseitsreisenden, was er wahrnimmt, und das heißt vor allem: was er sieht, damit er all dies nach seiner Rückkehr im Diesseits erzählen kann.<sup>102</sup>

Bei allen noch so detaillierten topographischen Schilderungen wagt aber May nicht den endgültigen Schritt ins Jenseits, und so klärt der Engel Ben Nur den Münedschi auf:

*»Du stehst hier am Jenseits, nicht in demselben; das ist der äußerste Punkt, wohin ich deine unsterbliche Seele führen durfte, weil sie noch das irdische Gewand zu tragen hat. Du siehst dich hier also zwischen Zeit und Ewigkeit, nicht vor dem Tode und nicht nach dem Tode, sondern mitten in demselben, und alles was du erblickst, geschieht mit der Seele während der Zeit des Sterbens.«<sup>103</sup>*

Das eigentliche Jenseits aber ist der menschlichen Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit entzogen und somit in menschlichen Bildern nicht schilderbar. Hier folgt May auch dem Apostel Paulus, der in seinem zweiten Korintherbrief eine eigene Jenseitsreise (allerdings in dritter Person) schildert:

Ich kenne einen Menschen in Christo; vor vierzehn Jahren (ist er in dem Leibe gewesen, so weiß ich's nicht; oder ist er außer dem Leibe gewesen, so weiß ich's nicht; Gott weiß es) ward derselbe entzückt bis in den dritten Himmel. Und ich kenne denselben Menschen (ob er im Leibe oder außer dem Leibe gewesen ist, weiß ich nicht; Gott weiß es); der ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.<sup>104</sup>

Das Unerlebbare bleibt unaussprechbar, und »wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen«.<sup>105</sup>

Scheintod und Nahtoderfahrungen gehörten in mannigfaltigen Variationen zum narrativen Arsenal Karl Mays. Prägend für den Autor war sicher die großmütterliche Erzählung eines Scheintoderlebens, das durchaus als authentisch gewertet werden kann und dem vermutlich ein hysterischer Anfall zugrunde lag, den wir heute als Konversionsstörung bezeichnen. May selbst interessierte sich aber mehr für Erlebnisse am Übergang zum Jenseits, für Nahtoderfahrungen. Hier gelang es ihm, ein breites Spektrum an Erlebnissen und Visionen zu schildern, die er im Roman ›Am Jenseits‹ mit grundsätzlichen Sinnfragen zur individuellen menschlichen Existenz, zum Hell und Dunkel der menschlichen Seele verknüpft. In seinen Scheintodschilderungen spiegeln sich noch Reste einer kollektiven Phobie des aufgeklärten Abendlandes wider; Angst vor dem Tode allerdings kannte May nie. »*Ein Mann*«, so belehrt er uns in dem Roman ›Durchs wilde Kurdistan«, »*erschrickt nie vor dem Tode, denn der Tod ist der Freund des Menschen, das Ende der Sünde und der Anfang der Seligkeit*«. <sup>106</sup>

1 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VI: Der Schut. Freiburg o. J. [1892], S. 251; Reprint Bamberg 1982.

2 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. IV: In den Schluchten des Balkan. Freiburg o. J. [1892], S. 177; Reprint Bamberg 1982.

3 Ebd., S. 178.

4 Ebd., S. 181f.

5 Ebd., S. 178.

6 Ebd., S. 183.

7 Ebd., S. 184.

8 Ebd., S. 185.

9 Ebd., S. 193.

10 Ebd., S. 201f.

- 11 Jan Assmann: Der Tod als Thema der Kulturtheorie – Todesbilder und Totenriten im Alten Ägypten. Frankfurt a. M. 2000, S. 16.
- 12 A[ulus] Cornelius Celsus: De medicina libri VIII, Liber II Caput VI.13: »Illud interrogari me posse ab aliquo scio: si certa futurae mortis indicia sunt, quomodo interdum deserti a medicis conualescunt? quosdamque fama prodiderit in ipsis funeribus revixisse.« (Ich weiß, dass man mich fragen kann: Wenn die Anzeichen des bevorstehenden Todes zuverlässig sind, wie geschieht es, dass Kranke, die von den Ärzten aufgegeben wurden, manchmal genesen? Einige sollen ja, wie man sich erzählt, noch während des Begräbnisses ins Leben zurückgekehrt sein.)
- 13 Ebd. VI.15: »Adversus quos ne dicam illud quidem, quod in vicino saepe quaedam notae positae non bonos sed inperitos medicos decipiunt, quod Asclepiades funeri obvius intellexit [quendam] vivere qui efferebatur; nec protinus crimen artis esse, si quod professoris sit.« (Hiergegen möchte ich nicht einmal anführen, dass gewisse Anzeichen, die für annähernd sicher gelten, nicht die guten, sondern nur die unerfahrenen Ärzte täuschen. Asklepiades etwa begegnete einmal einem Leichenzug und erkannte, dass der zu Begrabende noch am Leben war. Es ist also nicht gleich die Schuld der Kunst, was die Schuld des Praktizierenden ist.)
- 14 Jan Bondeson: Lebendig begraben. Geschichte einer Urangst. Hamburg 2002, S. 20.
- 15 Platon: Der Staat. Eingeleitet, übersetzt und erklärt von Karl Vretska. Stuttgart 1958, S. 440f. [X. Buch, 614b.]
- 16 Die Sage ›Die Pferde aus dem Bodenloch‹ findet sich in den Sammlungen von Grimm (Deutsche Sagen, Nr. 341) und Bechstein (Deutsches Sagenbuch, Nr. 117). Vgl. auch: Richmodis-Sage. In: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie <https://de.wikipedia.org/wiki/Richmodis-Sage> [4. 3. 2016].
- 17 Wiedergegeben bei Jacques Jean Bruhier: Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes und dem Misbrauche, der mit übereilten Beerdigungen und Einbalsamirungen vorgeht. Leipzig/Copenhagen 1754, S. 3.
- 18 Dominik Groß/Sabrina Kreucher/Jasmin Grande: Zwischen biologischer Erkenntnis und kultureller Setzung: Der Prozess des Sterbens und das Bild des Sterbenden. In: Sterbeprozesse – Annäherungen an den Tod. Hrsg. von Michael Rosentreter/Dominik Groß/Stephanie Kaiser. Kassel 2010, S. 17–33 (24). (Studien des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte. Bd. 9).
- 19 Christoph Wilhelm Hufeland: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen nebst der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar. Weimar 1791, S. 4.
- 20 G[oththilf] H[einrich] Schubert: Die Geschichte der Seele. Stuttgart/Tübingen 1830, S. 284f.
- 21 Ebd., S. 310.
- 22 Dr. Hoffmann: Einfaches Mittel zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. In: Allgemeine Medicinische Central-Zeitung. XVI. Jahrgang (1847), Nr. 77, Spalte 609.
- 23 Ebd., Sp. 613.
- 24 Vgl. Karl May: Gesammelte Reiseromane Band VII: Winnetou, der Rote Gentleman. 1. Band. Freiburg o. J. [1893], S. 293f.; Reprint Bamberg 1982.
- 25 Ebd. S. 300.
- 26 Ebd. S. 301.
- 27 Friederike Kempner: Denkschrift über die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern. Breslau <sup>6</sup>1867, S. 110.

- 28 Zitiert nach: Helmut Ahrens: Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht. Johann Nestroy – sein Leben. Frankfurt a. M. 1982, S. 378f. Den Hinweis auf Nestroys Testament verdanke ich Ingrid Stoessel: Scheintod und Todesangst. Äußerungsformen der Angst in ihren geschichtlichen Wandlungen (17.–20. Jahrhundert). Köln 1983, S. 117f.
- 29 Stoessel, wie Anm. 28, S. 118.
- 30 Werner Mittenzwei: Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit Welt-rätseln. Frankfurt a. M. 1987, Bd. 2, S. 664.
- 31 Sigmund Freud: Das Unheimliche. In: Ders.: Psychologische Schriften. Frankfurt a. M. 1970, S. 266 (Freud Studienausgabe Bd. IV).
- 32 Stoessel, wie Anm. 28, S. 70f.
- 33 Ebd., S. 73.
- 34 Karl May: Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde. Dresden o. J. [1882–1884], S. 499, 501f., 524f.; Reprint Leipzig 1988f.
- 35 Ebd., S. 515.
- 36 Ebd., S. 1400.
- 37 Karl May: Der verlorne Sohn oder Der Fürst des Elends. Dresden o. J. [1884–1886], S. 2059; Reprint Hildesheim/New York 1970–1972.
- 38 Ebd.
- 39 Jürgen Habermas: Résumé. In: Aspekte der Angst. Starnberger Gespräche 1964. Hrsg. von Hoimar von Ditfurth. Stuttgart 1965, S. 124–129 (126).
- 40 Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. [1910], S. 32; Reprint hrsg. von Hainer Plaul. Hildesheim/New York 1975.
- 41 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Band XXV: Am Jenseits. Freiburg 1899, S. 83; Reprint Bamberg 1984.
- 42 Ebd.
- 43 Ebd., S. 84.
- 44 Ebd., S. 84f.
- 45 Ebd., S. 86.
- 46 Ebd., S. 83.
- 47 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 40, S. 24.
- 48 Ebd., S. 25f.
- 49 Ebd., S. 26.
- 50 Ebd.
- 51 Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus. Materialien zum Werk Karl Mays Bd. 2. Husum 2000, S. 125.
- 52 Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Fünftehnter Band: Säuge-thiere – Sicilicus. Altenburg 1862, S. 121.
- 53 Meyers Konversationslexikon. Vierte Auflage 1885–1892. 14. Bd.: Rüböl – Sodawasser. Leipzig/Wien, S. 423.
- 54 M[oriz] Rosenthal: Untersuchungen und Beobachtungen über das Absterben der Muskeln und den Scheintod. In: Medizinische Jahrbücher. Hrsg. von der K. K. Gesellschaft der Ärzte. Redigirt von K. Stricker. Jg. 1872. Wien 1872, S. 389–413 (398).
- 55 Ebd., S. 398.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd., S. 399.
- 58 Ebd.

- 59 Weltgesundheitsorganisation: Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10-GM Version 2016, Kapitel V. Psychische und Verhaltensstörungen, F44.
- 60 Pffarrarchiv St. Trinitatis Hohenstein-Ernstthal. Taufbuch Ernstthal 1761–1822, Jg. 1810, S. 534, lf. Nr. 60. Zitiert nach: Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1979. Hamburg 1979, S. 12–98 (41).
- 61 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 40, S. 21.
- 62 Vgl. Hainer Plaul: Anhang. In: Ebd., S. 339\*.
- 63 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 40, S. 23.
- 64 Plaul: Der Sohn des Webers, wie Anm. 60, S. 42.
- 65 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 40, S. 24.
- 66 Ebd., S. 25.
- 67 Ebd., S. 27.
- 68 Hans Hintz: Liebe, Leid und Größenwahn. Eine integrative Untersuchung zu Richard Wagner, Karl May und Friedrich Nietzsche. Würzburg 2007, S. 68.
- 69 Birk Engmann: Mythos Nahtoderfahrung. Stuttgart 2011, S. 7.
- 70 Susanne Schönberger: Auswertung des Reanimationsregisters und Analyse des Outcome im Rettungsdienstbereich der Stadt München für die Jahre 2000 und 2001. Dissertation München 2008, S. 59; im Internet unter: <https://edoc.ub.uni-muenchen.de/7937/> [4. 3. 2016].
- 71 Vgl. Engmann, wie Anm. 69, S. 36.
- 72 Pim van Lommel u. a.: Near-death experience in survivors of cardiac arrest: a prospective study in the Netherlands. In: The Lancet, Vol. 358, Nr. 9298, Dezember 2001, S. 2039–2045 (2039).
- 73 Raymond A. Moody: Leben nach dem Tod. Die Erforschung einer ungeklärten Erfahrung. Mit einem Vorwort von Elisabeth Kübler-Ross. Gütersloh 1977.
- 74 Elisabeth Kübler-Ross: Über den Tod und das Leben danach. Melsbach 1984.
- 75 van Lommel u. a.: Near-death experience, wie Anm. 72.
- 76 Vgl. Pim van Lommel: Endloses Bewusstsein. Neue medizinische Fakten zur Nahtoderfahrung. München 2013, S. 174f.
- 77 Engmann, wie Anm. 69, S. 76.
- 78 van Lommel: Near-death experience, wie Anm. 72, S. 2043: »Our results show that medical factors cannot account for occurrence of NDE; although all patients had been clinically dead, most did not have NDE. Furthermore, seriousness of the crisis was not related to occurrence or depth of the experience. If purely physiological factors resulting from cerebral anoxia caused NDE, most of our patients should have had this experience. Patients' medication was also unrelated to frequency of NDE. Psychological factors are unlikely to be important as fear was not associated with NDE.«
- 79 May: Am Jenseits, wie Anm. 41, S. 504.
- 80 Ebd., S. 506f.
- 81 Ebd., S. 507.
- 82 Ebd.
- 83 Ebd., S. 509.
- 84 Ebd., S. 514.
- 85 Siehe Anm. 2.
- 86 May: Am Jenseits, wie Anm. 41, S. 513.
- 87 Ebd., S. 518.
- 88 Ebd.
- 89 Ebd., S. 519.

- 90 Ebd., S. 526f.  
91 van Lommel: Endloses Bewusstsein, wie Anm. 76, S. 181f.  
92 Ebd., S. 427.  
93 May: Am Jenseits, wie Anm. 41, S. 78.  
94 Ebd., S. 79.  
95 Ebd., S. 80.  
96 Ebd., S. 112f.  
97 Ebd., S. 113.  
98 Ebd., S. 114. Zitiert wird 1. Kor 15,44.  
99 Ebd., S. 346.  
100 1. Kor 12,31b; 13,1.3 (Übersetzung Martin Luther in der Fassung der Jubiläumsbibel Stuttgart 1912).  
101 May: Am Jenseits, wie Anm. 41, S. 173.  
102 Maximilian Benz: Gesicht und Schrift. Die Erzählung von Jenseitsreisen in Antike und Mittelalter. Berlin/Boston 2013, S. 3. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 78)  
103 May: Am Jenseits, wie Anm. 41, S. 314f.  
104 2. Kor 12, 2–4 (Übersetzung Martin Luther in der Fassung der Jubiläumsbibel Stuttgart 1912).  
105 Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt a. M. 1963, Nr. 7, S. 114.  
106 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. II: Durchs wilde Kurdistan. Freiburg o. J. [1892], S. 83; Reprint Bamberg 1982.